

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 11

Artikel: Junge Liebe
Autor: Meyer, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637350>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nachweis. Die Fuchszucht ist nicht nur ein Sport, aber meistens verkennt man derartige Beginnen, obwohl in Europa die Grundlagen für Produktion erstklassiger Pelze vorhanden wären. Wer heute noch glaubt, der Wert der Silberfuchszucht und der Pelztierzucht überhaupt in Zweifel ziehen zu können, der kennt die Forderung der Zeit nicht, der kennt nicht das Bedürfnis des Weltmarktes. Die Pelztierzucht ist unentbehrlich und die Praxis hat seit Jahren über deren Zweckmäßigkeit ein feststehendes Urteil.

Eine ausführliche illustrierte Abhandlung von R. Ingold-Rabic über die Fuchszucht, Pflege und Fütterung der Tiere usw. ist im Verlage „Der Rauchwarenmarkt“ Berlin S. W. 48, Friedrichstraße 225, erschienen und ist im Buchhandel erhältlich. Die fragliche Broschüre sagt Interessenten alles Wissenswertes und ist Herr R. Ingold selbst bereit, jedem Käufer von Füchsen mit Rat und Tat beizustehen.

Junge Liebe.

Stütze von P. Meyer.

Zilly Kempton stieg aus der Straßenbahn und sah sich um; plötzlich stieg ihr eine glühende Röte in das frische, rotwangige Gesicht: Von drüben, von der kleinen Bude her, wo Zeitungen und Postkarten verkauft wurden, kam er, ihr Freund Hugo Helm, mit dem sie eine Zusammenkunft verabredet hatte. Nun stand er vor ihr, hoch aufgeschossen, ein bißchen blaß und mager; hastig und verlegen begrüßten sich die beiden jungen Menschenkinder.

Dann durchschritten sie wortlos den zu dieser Stunde beinahe menschenleeren Platz und bogen rechts in die „kleine Promenade“ ein. Unter dicht belaubten Bäumen luden grün angefrischene Bänke zum Ruhen ein. Doch waren alle diese Ruheplätze bereits besetzt. Nur ganz zu hinterst, halb verdeckt von einem runden Pavillon, waren noch ein paar Sitzplätze frei, und nach einer Frage seinerseits und einer hastigen Antwort ihrerseits bogen die beiden vom Mittelweg ab und nahmen Platz auf dieser leeren Bank; doch ließen sie eine bedeutende Lücke zwischen sich, so daß ein alter Herr, der eben des Weges kam, prüfend auf die beiden und den leeren Raum zwischen ihnen sah. Beinahe lächelte er die Absicht zu haben, sich dort niederzulassen. Doch dann ging er, nach einem zweiten kurzen Blick, vorüber. Lächelnd sah ihm Hugo Helm nach, und, sich an seine Gefährtin wendend, fragte er:

„Haben Sie gut abkommen können von zu Hause, haben die Ihren nichts bemerkt?“

„D, was denken Sie“, lachte Zilly, „ich habe doch nichts gesagt; — ich bin doch kein kleines Kind mehr, das über jeden Ausgang Rechenschaft ablegen muß!“ Nun lachten sie beide, und dieses Lachen löste ein wenig ihre Verlegenheit. Sie plauderten nun allerlei: Von der letzten Tanzstunde, wo der dicke Fährhändler der Kadetten so komisch getanzt hatte, von der blaffen Zilly, die immer tanzte, bis sie ganz atemlos war, nur um rote Wangen zu bekommen, und vom Klavierspieler, dessen langer blonder Haarschopf im Takte zu der Musik auf und nieder zu wippen pflegte, was so amüsanter anzusehen war, daß junge übermütige Leute natürlich zum Lachen und Witzereißern gereizt wurden. Darauf sprachen sie vom Klavierspiel im allgemeinen und dem übrigen im besonderen und es zeigte sich, daß Hugo sich nie damit abgegeben hatte, wohl aber seine Mama, die „beinahe“ eine Künstlerin sei.

Darauf nestelte Hugo ein Cigarettenetui zu Tage und bot seiner Dame galant eine Papiröse an. Aber Zilly wehrte sich und dankte: „Nein auch — was denken Sie, hier im Freien — ich mag nicht auffallen.“ Und Hugo murmelte ein leises: „Dann ein andermal“ und entzündete seinerseits ziemlich umständlich das weiße Röllchen. Dann bog er sich etwas vor, sah Zilly ins Gesicht und tat neuerdings eine Frage:

„Wie ist eigentlich Ihr Vorname, Fräulein? Ich kenne Sie immer nur als Fräulein Kempton...“

„D“, sagte das Mädchen, lachte allerliebste und meinte verlegen: „ich hab' solch grundhäßlichen Namen...“

„Nicht möglich!“

„Doch, doch, denken Sie doch bloß, ich heiße Zilly, wirklich und wahrhaftig Zilly!“

„Zilly“, wiederholte Hugo und sprach den kurzen Namen so innig und liebevoll aus, daß das Mädchen errötend das hübsche Köpfchen senkte.

„Aber hören Sie, Zilly, das ist doch ein schöner Name, ein sehr schöner sogar — warten Sie, mich erinnert der Name an etwas, an etwas Schönes, nur kann ich nicht gleich sagen an was. Doch, jetzt weiß ich's: meine Mama spielte ein Klavierstück: „Klänge aus dem Zillertal“, das hab' ich als kleiner Junge so gern gehört. Immer wieder mußte sie mir das Stück spielen, ich saß dann ganz still und vor meinem geistigen Auge erstanden grüne Alpweiden, weiße Felsblöcke, sprudelnde Bäche und schäumende Wasserfälle. Und jetzt“, schloß er hoch aufatmend, „jetzt will ich die Mama bitten, daß sie mir die „Klänge aus dem Zillertal“ wieder spielt, und dann werde ich dabei an Sie denken, an Sie, Zilly...“ Das Mädchen sah ganz still; mit großen, träumerischen Augen sah es ins Weite und auch Hugo verstummte, nestelte an seiner Kravatte und sah seine kleine Dame fragend an. Wie reizend sie aussah; er konnte sich beinahe nicht satt sehen. Wie gut und nett sie gekleidet war, so elegant und doch nicht übertrieben, so überaus geschmackvoll von den zierlichen gelben Lederchuhen bis zu dem kleinen schwarzen Hütchen, das so allerliebste ihr Köpfchen schmückte. Doch plötzlich sah Zilly ihn an und sagte mit einer Bewegung und einer Stimme, die verweisend klingen sollte: „Sie sollen mir nicht so nach den Füßen gucken!“ „Nicht?“, meinte Hugo gedehnt und war ganz starr. Darauf lachten sie, ein solch frohes, kindliches Lachen. Und darauf kamen sie neuerdings ins Plaudern.

„Ich spiele ein Klavierstück“, sagte Zilly, „an dem mir der Name so gut gefällt. „Klänge aus dem Maderanertal“. Maderanertal — klingt das nicht reizend? Das Wort geht einem über die Lippen wie — wie — Schlagsahne!“ Und sie lachten wieder, übermütig, hell wie ein Silberglöckchen klang ihre reine Stimme, und Hugos gebrochene Jünglingsstimme sekundierte getreulich. Bis er, endlich wieder zu Atem kommend, fragte, ob sie Schlagsahne gerne esse, was Zilly mit hastigem Kopfnicken und einem sehr energiegelassen „Ja“ bestätigte. Darauf der junge Kavaliere:

„Gut, nun gehen wir zusammen in eine Konditorei und essen Schlagsahne.“

„Ach nein“, sagte sie kopfschüttelnd.

„Ach ja“, sagte er kopfnickend.

Und es entspann sich eine längere Debatte, bis Zilly nicht mehr „nein“ sagte. Darauf schlug Hugo die Confiterie Gerber vor.

„Was denken Sie“, sagte Zilly „zu Gerber, wo unserer Köchin Schwester Tochter Servierfräulein ist!“

„Dann zu Kunz, dort ist's gewöhnlich ein bißchen ruhig.“

Hierzu hatte Zilly nichts einzuwenden, und einträchtig, immer plaudernd, durchschritten sie ein paar Gassen. Bei Kunz war es in der Tat ruhig und still. Das Servierfräulein sah mütterseelenallein an einem kleinen Tisch und las. Freundlich deckte sie den Tisch in einer Ecke, die mit grünen Staudenpflanzen umstellt war und ein kleines, lauschiges Plätzchen bildete.

Bald stand das bestellte Badewerk vor ihnen und in zierlichen Silberschalen das appetitliche, flodrige Weiß. Aber da war beiden Hunger und Appetit vergangen. So weltabgeschlossen, allein, nur sie zwei, fühlten beide eine sonderbare Beflemmung. Mühsam nur konnten sie atmen, und sie vermieden es, sich anzusehen. All ihr frohes Geplauder war verstummt. Einmal griff Hugo in die Tasche seines Klei-

des; da knisterte leise ein Papier. Aber er zog die Hand leer wieder zurück, nach einem scheuen, prüfenden Blick auf seine kleine Dame. Und erst, als das Servierfräulein aus dem Laden, wo sie inzwischen geweilt hatte, herzu trat und nach weiteren Wünschen der Herrschaften fragte, fuhren sie beide zusammen und begannen in verlegener Hast Schlaglahne zu löffeln. Als der dienstbare Geist wieder verschwunden war, gab sich der junge Mann einen Ruck und sagte leise und hastig: „Ich möchte Sie etwas fragen, Fräulein Zilly, das heißt Ihnen einen Vorschlag machen — sozusagen — aber sie dürfen nicht böse werden.“

„Nein“, sagte Zilly und sah ihn an — „nein — was wünschen Sie — was meinen Sie?“

Doch da er wieder verlegen wurde, tat er erst noch eine andere Frage: „Stört es Sie, wenn ich rauche?“ Und erst als er ihre verneinende Antwort vernommen und eine Zigarette entzündet hatte, wagte er es, seinen Vorschlag laut werden zu lassen.

„Ich habe gedacht — ich möchte Sie fragen — ob Sie nichts dagegen hätten — das heißt, ob Sie einverstanden sind, daß wir, daß wir uns „du“ sagen...“ Und als das errötende Mädchen leise nickte und ein kurzes „ja, warum nicht“, murmelte, streckte er ihr mit einer hastigen Bewegung die Hand entgegen. Und scheu und leis legte sich die schmale, warme Mädchenhand zwischen seine Finger. Er ließ sie nicht wieder los, doch Zilly merkte das gar nicht. Sie saß in einem wunderbar traumartigen Zustande, wie gebannt; ihre Lippen bebten und ihre großen braunen Augen, die plötzlich alle Rindlichkeit verloren zu haben schienen, starrten ins Leere. Bis ihres Begleiters Stimme fragend und zärtlich an ihr Ohr schlug:

„Du Zilly, du — weißt du eigentlich meinen Namen?“

„Ja“, sagte Zilly und senkte errötend das Köpfchen, „ja, Hugo, du“ und ihre Hand plötzlich zurückziehend, aufstehend: „wir müssen nun gehen, ich muß heim.“

„D“, bat er, „bleib noch ein wenig, es ist so schön hier, so still — komm.“

Noch ein paar Minuten blieben sie, hielten sich an den Händen und sprachen kaum ein Wort. Aber es war ein großes, wunschloses Glück in den Zweien.

Dann bezahlte Hugo. Draußen warteten sie auf die Straßenbahn und erst als diese schon in Sicht war, griff Hugo in die Tasche, zog ein zusammengefaltetes Papier heraus und stopfte es Zilly in die Hand.

Dann noch ein letzter Händedruck, ein heimlich geflüstertes: „Morgen in der Tanzstunde“, und Zilly stieg ein. Der schlanke junge Mann blieb stehen und starrte dem Wagen nach, bis er verschwunden war. Drinnen auf der harten Holzbank saß ein völlig verwirrtes junges Menschenkind und hielt in krampfhaft geschlossener Hand ein leise knisterndes Papier.

Und erst eine Viertelstunde später, droben in ihrem Zimmerchen, entfaltete sie den Zettel. Verse waren es:

Du Eine, du Feine!

Du Mädchen mit den Augen, den braunen,
Den haselnußbraunen...

Du Mädchen fein und wunderbar,

Wie lieb ich deine Augen klar,

Du Eine, du Feine!

Du Eine, du Feine!

Du mit dem gold'nen Lockenhaar,

Du liebliche Maid —

Ah, wärst du, was kein Mensch noch weiß,

Was ich nur wünsche, ach, so heiß,

Du Eine — Die Meine!

Politische Wochenschau.

Kölner Zone — Sicherheitsfrage — Kontrollbericht:
das waren die härtesten Knochen, an denen die hohe Diplo-

matie in den letzten Wochen zu nagen hatte. Nun scheint sich durch einen unerwarteten Eingriff Deutschlands doch ein Weg zur Lösung der so heikel verwickelten Probleme aufzutun. Auch haben die englischen Liberalen einen energischen Vorstoß wider die konservative Regierung unternommen, so daß sie durch ihren Leiter Chamberlain aufschlußreiche Erklärungen machen ließ: Die Befestigung der Kölner Zone ohne stichhaltige Begründung wird sich, was die englischen Kräfte betrifft, nicht mehr lange aufrecht erhalten lassen. Man hat jenseits des Kanals übergenug davon. Aber man ist der Angst des französischen Verbündeten ein nachsichtiger Freund und begreift, daß die Sicherheit Frankreichs vor allem garantiert sein muß. Man ist nur über das Vorgehen nicht einig. Die englischen Liberalen möchten fein säuberlich jedes für sich behandeln, und die Franzosen machen eine kompakte Bedingung aus allen drei Fragen. Der Kontrollbericht, die große Unbekannte in den Berechnungen der Friedenspolitiker, sollte durch Veröffentlichung klar und offen die Verfehlungen Deutschlands beweisen. Die Botschafterkonferenz konnte sich aber noch nicht zu einer so undiplomatischen Ehrlichkeit verstehen. Ein Komitee unter Marshall Foch (nur Clemenceau könnte ihn im Mißtrauen gegen Deutschland übertreffen) prüft noch ins Einzelne die Tragweite der festgestellten Verfehlungen. Diese Arbeit soll in den kommenden Tagen fertig sein. Ob wir dann den Bericht lesen werden?

In die Bemühungen Englands und Frankreichs, an die Stelle des Genfer Protokolls einen nach außen weniger zum Frieden verpflichtenden, mehr militärisch garantierenden Sicherheitspakt unter den Alliierten zu schließen, fiel ein vorerst geheim gehaltenes, aber in den letzten Wochen immer deutlicher sich abzeichnendes Angebot von Deutschland, in dem sich dieses bereit erklärt zum Abschluß eines Garantievertrages zur Aufrechterhaltung des Status quo am Rhein, zum Schutz der Rheingrenze, zur Führung einer Politik innerhalb der Grenzen des Versailler Vertrages und zur schiedsgerichtlichen Regelung der Grenzstreitigkeiten mit Polen und der Tschechoslowakei. Zuerst sicherte durch, daß Chamberlain lieber für einen Vertrag mit Frankreich und Belgien wäre, während der deutsche Vorschlag zu Deutschland auch noch Italien einbezogen möchte. Die Liberalen zwangen den englischen Premier aber bald zu Erklärungen, in denen er zugab, daß dem deutschen Vorschlag die größte Bedeutung bezumessen sei. Er erfordere eine sehr ernsthafte Prüfung. In Deutschland selbst ist man skeptisch und erwartet nicht sofortige Annahme. Ebenso bleibt Belgien reserviert. In Frankreich streiten sich natürlich sofort die Parteien: die Linksgruppen sind für, die Nationalisten gegen eine Würdigung des Angebotes. Auf der Reise nach Genf zur Arbeit im Völkerbund hat Chamberlain Herriot besucht. Die Ruß der Kölner-, Sicherheits- und Kontrollberichtsfrage war zu hart, als daß sie en passant hätte geknackt werden können. Aber sie wurde allseitig betrachtet und nach schwachen Stellen untersucht. Man ist so ziemlich einig, daß Deutschland zuerst in die Verpflichtungen des Völkerbundes aufgenommen werden müsse, ehe weiter über den Sicherheitspakt zu verhandeln sei. Der Völkerbundsrat diskutierte die Aufnahme Deutschlands in einer langen Geheim Sitzung und fand zum Schluß: die Aufnahme sei wünschenswert. Vielleicht bringt uns der Frühling 1925 endlich die Gewähr eines längern Friedens —

„Le roi est mort — vive le roi!“ Schnell wurde die Reichspräsidentenwahl angefetzt, schnell tauchten die unmöglichsten Kandidaturen auf; weniger schnell wird man sich auf einen gemeinsamen Mann einigen können. Hindenburg, Dr. Eckener, der Kronprinz: sie wurden von gläubigen Rindsköpfen vorgeschlagen, die im Reichspräsidenten nur einen würdigen Repräsentanten sehen. Die Parteien aber halten Umschau unter ihren Führern und Stützen. Der Reichsgerichtspräsident Dr. v. Simons, der stellvertretender Reichspräsident ist, wird von den Demokraten auf den Schild